Höchste Liebe.

Von Jakob Schäff.

Von allem Glück, das ich genossen,
Von aller Treu, die ich gepflegt,
Von aller Gluth, die mich durchflossen,
Von allem Hoh'n, was ich gewollt,
Ist dem Gefühl nichts zu vergleichen,
Das ich allstund für dich empfand,
O Hort des Heils, von allen Reichen
Das schönste du—mein Vaterland!

Nicht, daß mich ernst dein Meer umrauschte,
Nicht, daß mich sanft gewiegt dein Strom,
Nicht, daß ich Geisterstimmen lauschte
In deiner Eichenwälder Dom,
Auch nicht die Hülle theurer Todten,
Die ich begrub in deinem Sand,
Ist's, was an deinen heil'gen Boden
Mich ewig fesselt, Vaterland.—

Doch daß das Uebermaß der Wonnen,
Ein Strom der Freude wundervoll,
Aus deiner Sprache Zauberbronnen
Beglückend mir entgegenquoll;
Daß so manch göttliches Gesichte
Vor meinem Auge hehr erstand;
Daß ich in deiner Zunge dichte—
Das weiht mich dir, mein Vaterland!

Und wie, wenn Kämpferaugen brechen,
Wenn still der Tod als Sieger ruht,
Laut die zerfetzten Fahnen sprechen
Von Tapferkeit und treuem Muth,
So sollen meine Lieder sagen,
Daß ich bis an des Grabes Rand
In meiner Seele dich getragen,
Mein hohes, deutsches Vaterland!

Wieder zu Hause!

Pfeilschnell schoß der Schnellzug durch die Herbstnacht. In dem bekannten Dämmerungszustande, fälschlicherweise „Schlaf" genannt, so man, unbequem in eine Koupe-Ecke gedrückt, genießt, zogen alle möglichen Bilder der Vergangenheit und der Zukunft an mir vorüber. Ruhe! Ruhe! Immer noch litt ich an den Nachschüben der Malaria, die ich auf Afrikas sumpfigheißem Boden mir beigelegt und von der ich zu Hause mich ganz erholen möchte.

Hm! Wird das ein Jubel zu Hause sein! Zwei lange Jahre war ich im heißen Süden, zwei Jahre lang schwebte mir immer das behagliche Bild meiner Heimathstadt, meines Vaterhauses vor, der Papa, die Mama, die Schwester, der kleine Bruder, die unvermeidliche Tante, die uns so schrecklich oft besucht. Wie oft träumte ich bei einer Höllenhitze von dreißig Grad im Schatten von dem schönen, deutschen Winter, von unserem heimischen Wohnzimmer.

Ha! und der Onkel, Onkel Fritz, der Oberförster. Drei Stunden vom Städtchen hauste der knorrige Alte mit dem schneeweißen Schnurrbart, den er beim Nachdenken zu einem förmlichen Strick zusammendrehte. Den werde ich so bald als möglich aufsuchen, den alten Waldgreis mit den zwanzig Flinten und den fünfundzwanzig Hunden, der zehn Worte im Tag spricht.

„Station X."

Ich raffe mein Gepäck zusammen und steige aus. Noch eine halbe Stunde Aufenthalt, bis der Bummelzug mich zum Ziel meiner Reise führt. Was werden die guten Spießbürger sagen? Gevatter Schuster und Schneider? Noch eine Stunde zu fahren—dann bin ich zu Hause. Ob sie wohl am Bahnhof sind? Ich meine die Eltern, nicht die Gevatter. Ich gehe auf dem Perron auf und ab, ich friere trotz des warmen Mantels, ein mir fremd gewordenes Gefühl.

Endlich fährt der Zug in die Halle, rasch hinein mit Koffer, Schachteln und Bündel. Es vergeht eine Ewigkeit, bis die erlösende Pfeife des Schaffners ertönt! Wie langsam die Stationen sich aneinanderreihen. Noch eine Viertelstunde!—In fünf Minuten müssen wir da sein!—Jetzt!

Richtig, da stehen sie Alle—es ist wirklich ein Jubel. Der Stationsvorstand fertigt seinen Zug ab und begrüßt mich ebenfalls, mit ihm noch fünf oder sechs Eingeborene, die mit dem gleichen Zug kamen. Bald war der erste Sturm vorbei.

„Du wirst wohl recht müde sein, armer Junge!"

„Und wie, Mama, fünfzehn Stunden Schnellzug, eine Stunde Bummelzug und die verwünschte Malaria in den Knochen—müde und hungrig."

„Wie mager Du geworden bist—"

„Ja, er ist mager geworden," meint auch Papa.

„Nun, so arg mager ist er gerade nicht," flötet die Schwester.

„Doch er ist mager geworden," sagt Mama in bestimmtem Ton.

„Wie geht es Dir sonst?"—„Ist es sehr heiß in Afrika?"—„Hast Du unter echten schwarzen Menschen gelebt?"—„Die müssen ja schrecklich sein, schwarze Menschen, nicht wahr?"—„Wie viel Löwen—"

„Kinder, wollt Ihr mich wahnsinnig machen?"

„Fritz, Marie, quält doch den Otto nicht so, er ist doch müde! Warst Du sehr krank? Gott, haben wir eine Angst um Dich ausgestanden! Bist Du wieder ganz gesund? Jetzt mußt Du Dich aber gehörig erholen! Helbings Käthe ist eben auch vom Pensionat hier; kennst Du sie noch?"

„Mutter!"

„Laßt mir jetzt den Jungen in Ruh!" befiehlt der Papa. „Man hört ja sein eigenes Wort nicht mehr."

Wir waren am elterlichen Hause. Ha, wie heimisch, wie gemüthlich, wie warm. Und ein großer Tisch voll Leckerbissen und den Appetit.

„Iß, mein Junge, damit Du zu Kraft kommst!"

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und eine Zeit lang hatte ich Ruhe. Alle saßen um mich herum und sahen mir zu, wie ich wie ein Heißhungriger esse.

„Gottlob, er hat wieder Appetit. Aber Du bist doch mager geworden, Otto!"

Die Magerkeitsfrage drohte von Neuem diskutirt zu werden. Ich ließ einige Sekunden meine Kinnbacken ruhen und sagte:

„Ja, ich habe zweiundzwanzig Pfund abgenommen—"

„Zweiundzwanzig Pfund!" schrie Mama.

„Zweiundzwanzig Pfund?" fragte Marie.

„Zweiundzwanzig Pfund!" sagte Papa langsam, als wollte er sich 'mal zweiundzwanzig Pfund recht lebendig vorstellen.

„Zweiundzwanzig Pfund ist viel," meinte Fritz nachdenklich.

„Warst Du denn lange krank? Kann man an dem Fieber sterben? Warst Du denn in guter Pflege? Zweiund—"

„Es dürfen," rief ich mit Stentorstimme in dieses betäubende Durcheinander von Stimmen hinein, „es dürfen immer nur zwei zusammen sprechen."

„Jetzt laßt ihn doch einmal essen!" sprach Papa streng, „Ihr macht den Jungen ja todt!"

Wirklich trat für einen Moment Ruhe ein. Aber nur für einen Moment. So ganz beiläufig warf's Schwesterlein die Frage auf, ob die Straußenfedern in Afrika billig seien. Dieser Frage schloß sich eine von Seiten Fritzens über Straußeneier an. Da beide Fragen gerade mit einer Raupause meinerseits zusammenfielen, warf ich ahnungslos die Worte hin:

„Habe Euch welche mitgebracht."

Da war der Sturm entfesselt.

„Mir? Straußenfedern—Eier, mir?—Wie süß! Hurrah! Wo sind—"

„Ruhe!" donnerte Papa. „Fritz, marsch, in's Bett; es ist zwölf Uhr vorbei," setzte er milder dazu. „Marie, es ist Zeit auch für Dich. Ihr könnt den Otto morgen noch genug fragen."

Ich war gerade mit dem Essen fertig. „Ja, in's Bett; und eine Bitte habe ich an Euch: Stört mich nicht morgen. Weckt mich um zwölf Uhr Mittags."

„Ist recht, ist recht. Schlaf recht wohl, zum ersten Male wieder zu Hause. Gute Nacht, Otto!"

„Gute Nacht—gute Nacht—gute Nacht!"—

O den Genuß, zum ersten Male wieder im alten, lieben, großen Bett. Nachdem ich noch drei Bettflaschen herausgeräumt, die mir die Mutterhand in's Lager mitgegeben, umfängt mich in zwei Minuten ein fester, abgrundtiefer Schlaf.—

Es mochte gegen sechs Uhr Morgens sein, als ein urkräftiger Besenstoß der auf dem Korridor scheuernden Magd meine Zimmerthüre traf, mich einen halben Meter im Bett emporschnellend. Mit einem unchristlichen Wort auf den Lippen versank ich bald wieder in jenen Halbschlaf, in dem die Müdigkeit noch mit dem vollständigen Wachsein kämpft, versank ich wieder in den prächtigen, traumverlorenen Zustand, der sich Morgens einzustellen pflegt, in dem man den Faden eines gestörten Traumes wieder sucht und aus dem man höchst ungern geweckt wird. Ich hatte gerade den Faden wieder gefunden, ich wandelte gerade durch einen zauberstillen Palmwald, als ein leises, dann lauter werdendes Klopfen an der Thüre mich in die Wirklichkeit zurückversetzt.

„Was gibt's?" rufe ich entrüstet.

Fritz steckt seinen Kopf in's Zimmer und indem er den Schulranzen an dem langen Tragriemen hin- und herpendeln läßt, fragt er forschend:

„Sind die Straußeneier leer oder ist noch der Totter drin?"

„Fritz, geh' in die Schule oder Du bekommst gar nichts."

Fritz macht geräuschvoll die Thüre zu, und eben will ich den Spaziergang im Palmenwald wieder antreten, da erprobt sich wieder das Sprichwort, daß man dies nicht ungestraft thun kann. Mama tritt in's Zimmer, ein Kaffeebrett mit Zubehör tragend:

„Laß' Dich nicht stören, Otto, es ist erst acht Uhr; aber Kaffee mußt Du mir trinken. Du hast mir doch immer Morgens Kaffee getrunken?"

„Ja."

Unter großer Anstrengung wurde ein Tisch an's Bett geschoben und ich trank den Kaffee. Im ersten Stadium des wieder einsetzenden Schlafes wird das Kaffeebrett von meiner Schwester schonend geholt und der Tisch weggestellt. Er erwies sich als zu schwer für die Kraft eines Backfisches und plumpste einige Male dröhnend auf. Es war neun Uhr.

Endlich ist es wieder ruhig. Ich entsinne mich noch, daß es gerade ein Viertel über neun schlug; ich hörte noch fern her den Glockenschlag durch meinen Palmenwald schwingen, da brachte mir mein Papa zwei Briefe. Er fragte, wie ich geschlafen habe.

„Vorzüglich, Papa."

„Laß' Dich ja nicht stören, Otto, schlafe tüchtig aus. Ich wecke Dich um zwölf."

Ich seufzte; es ging jetzt nicht mehr so leicht mit dem Einschlafen. Schließlich ging es doch. Es war gerade zehn Uhr, als Mama die Hand auf meine Schulter legte:

„Willst Du heute den schwarzen Anzug anziehen oder einen anderen? Der Reiseanzug ist zu sehr strapazirt. Die Stiefel müssen gesohlt werden, wo sind denn Deine anderen Stiefel?"

„Im Koffer, der nachkommt."

„Willst Du sie einfach oder doppelt gesohlt haben?"

„Einfach."

Schwesterchen erschien unter der Thür:

„Otto, es fehlen sechs Taschentücher, drei Strümpfe, zwei—"

„Koffer, der nachkommt!" schrie ich das erschrockene Ding an.

Ich war so geschwächt von dieser Unterhaltung, daß ich ziemlich rasch wieder in Morpheus Arme sank. Nicht auf lange.

Um halb elf fragte Marie schüchtern an, ob ich frühstücken wollte. Ich antwortete gar nicht, weil ich mich selbst darüber täuschen wollte, daß ich wach sei.

Um dreiviertel elf rasselte der Postwagen am Hause vorbei und der Postillon blies. Das sagt Alles. Um elf Uhr fing die alte Thurmglocke zu läuten an und fünf Minuten nach elf hörte ich, wie Papa das Zimmermädchen andonnerte, sie solle keinen Spektakel machen und die Teppiche Nachmittags ausklopfen.

Zehn Minuten nach elf Uhr erschien Fritz mit noch zwei weiteren Jungen. Sie interpellirten mich durch die Thüre ziemlich energisch, ob ich Briefmarken von Afrika hatte. Das war zu viel. Die Bengels flüchteten vor meinem Zornausbruch und ich stand auf. Mein kleiner Handkoffer war bald gepackt. Als ich unten in's Zimmer trat, warteten vier Herren auf mich. Der Eine lud mich zum Kasinoball für den heutigen Abend ein, der Andere war Reporter unseres Wurstblättchens und wollte mich interviewen, der Dritte war Vorstand des kaufmännischen Vereins und bat mich, einen Vortrag über unsere Kolonien zu halten. Der Vierte war ein ehrsamer Pelzwaarenhändler, der mich fragte, wie hoch ein Löwenfell köme und wie viel ich ihm abtreten würde—per compatant. Ein ängstlicher Seitenblick traf den Tisch. Dort lagen drei Einladungen zum Abendessen von drei Tanten, ein Album von einer älteren Dame zum Einschreiben, zwei Billets zum Harmonieball und ein vom Buchhändler zur gefälligen Ansicht geschicktes Prachtwerk: „Afrika."

Ein Stohnen entrang sich meiner Brust. Mit der einen Hand ergriff ich den Koffer, mit der anderen meinen Hut. Ich stürzte zum Bahnhof, der Zug stand bereit. Eine Stunde später trat ich in ein behagliches Zimmer. An den Wänden hingen Hirsch- und Rehgeweihe, in einem großen Glasschrank standen Gewehre in allen Größen, hinterm Kachelofen lag ein deutscher Hühnerhund. Von einer furchtbaren Rauchwolke eingehüllt saß Onkel Fritz im Lehnstuhl, trank Kaffee und las die Zeitung. Als er mich sah, entfiel das Blatt seiner Hand:

„Ah! Grüß Gott, mein Junge! Ich dachte, Du wärst erst seit heute Nacht zu Hause."

„Stimmt."

„Und jetzt schon bei mir?"

„Ja—Zur Erholung."

„Aaaah, ich verstehe. Lisbeth!"

Des Hauses alte Eurydikeia erschien unter der Thür.

„Lisbeth, eine Riesling. Setz' Dich, alter Junge!"

Ein falsch verstandenes Wort. Napoleon der Erste war zwar sehr stolz auf die vornehmen verwandtschaftlichen Beziehungen, die ihm seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise eingetragen hatte, aber manchmal erregte sein Schwiegervater, Franz der Erste von Oesterreich, doch seine Unzufriedenheit. Eines Tages vergaß er sich in seinem Zorn so weit, ihn einen vieux ganache (alten Einfaltspinsel) zu nennen. Marie Luise hatte diesen Ausdruck noch nie gehört, er fiel ihr auf, und sie fragte den Adjutanten ihres Gemahls nach der Bedeutung des Wortes. Der Gefragte wagte nicht, ihr den wahren Sinn zu enthüllen, sondern sagte, ganache bedeute etwas sehr Schmeichelhaftes und vereinige den Begriff eines Helden mit dem eines vortrefflichen Menschen. Bald darauf wünschte Napoleon, daß die Kaiserin einige auszeichnende Worte an einen siegreich heimkehrenden General richten möge. Mit dem huldreichsten Lächeln der Welt versicherte ihm Marie Luise vor dem versammelten Hofe, daß sie ihn für den größten „ganache" der ganzen französischen Armee halte!

Ein echt mittelalterliches Studentstücklein. Im Jahre 1510 sollte ein Erfurter Student, der im Duell seinen Gegner erstochen hatte, gerädert werden. Der Verurtheilte balgte sich mit dem Henker auf dem Rabenstein herum und fiel schließlich mit diesem vom Gemäuer herunter. Hier gelang es endlich dem Scharfrichter, sein Opfer zu überwältigen, und, weil er keinen Strick bei sich hatte, band er ihm die Hände mit dem Riemen, an welchem seine Geldtasche hing, an die Leiter, dann stieg er hinauf, Stricke zu holen. Kaum war er jedoch hinauf gestiegen, als die Studenten ihren Kameraden mit der Leiter und sammt des Henkers Geldtasche hinwegführten, darin sich die drei Gulden befanden, welche ihm für die Studentenhinrichtung vom Rathe pränumerando gezahlt worden waren — unter Hussa und Halloh und des Volkes unbändigem Gelächter.

Standesgemäß. Gatte (frisch geadelt): „Du, Elise, wenn Du jetzt in ein Bad gehen willst, mußt Du Dir eine feinere Krankheit aussuchen als bisher!"

Des Löwen Muth ?.

Der Begriff „Löwenmuth" scheint, wie man wahrscheinlich aus Berichten von Afrikareisenden in neuerer Zeit herauslesen konnte, eine europäische Erfindung zu sein, die sich absolut nicht mit der Wahrheit deckt. Zwei Mitglieder der österreichischen Aristokratie, welche im vergangenen Winter eine Reise in das Somaliland unternahmen, haben eine Reihe von Abenteuern mit dem „Könige der Wüste" bestanden, die denselben nicht gerade als „löwenmuthig" erscheinen lassen. Das interessanteste Ereigniß war wohl der „Löwenansitz" des Grafen Richard Coudenhove, über den er folgende Mittheilungen macht. Nachdem er durch zehn Wochen vergebens versucht hatte, einen Löwen zu erlegen, schoß eines Tages bei der Rückreise Graf Ernst Hoyos einen Elephanten, in dessen Nähe sie dann ihr Lager aufschlugen. Nahe bei dem Kadaver, den schon am Tage einige Löwen-Gourmands besuchten, wurde am Abend ein buschähnlicher Schirm errichtet, hinter dem Graf Coudenhove und einige Begleiter sich versteckten, nachdem sie noch einen lebenden Esel in guter Schußnähe angefeilt hatten. Nicht lange hatten die Jäger zu warten, als aus dem Gebüsche eine Löwin und ein Löwe hervorstürzten, von denen ersterer im Moment mit gewaltigem Sprunge dem Esel im Nacken saß. Ein Lärm, Getrampel, Gebrülle und endlich, als einen Augenblick das ungleiche Reiterpaar weniger schwankt, ein Schuß. Zwischen die Lichter getroffen, stürzt die Löwin zur Erde, welche gleich darauf der Esel in einem Anfalle höchster Wuth — ein komisches Bild — wie rasend mit den Hufen bearbeitet. Inzwischen wird es dunkel, der Mond geht langsam auf und eine echt afrikanische Vollmondnacht beginnt. Taghell beleuchtet das Nachtgestirn die buschbedeckte weiße Steppe. Plötzlich unterbrechen die Stille seltsame Töne, die langsam anschwellen und wieder verhallen. Es ist der verwesende Leichnam des Elephanten, dessen Gase dieses eigenartige Konzert veranstalten, welches derart geräuschvoll wird, daß sich die Löwen um die Schüsse des Jägers gar nicht kümmern. Noch war keine Stunde nach dem ersten Schuß vergangen, als sich wieder auf den Esel ein Löwe stürzt, der jedoch in demselben Moment auch wieder feige die Flucht ergreift, so daß die nachgesandte Kugel ihn verfehlt. Den dritten Löwen aber, der jenen nach kaum zehn Minuten ablöst, ereilt sein Verhängniß. Ein Halsschuß trifft ihn bei dem Eselritt, so daß er 30 Schritte von seiner Beute verendet. Inzwischen begann ein Konzert, das jeder Beschreibung spottet. Aus allen Büschen brüllten Löwen in den verschiedensten Tonarten, angelockt durch den verwesenden Elephanten, und endlich erscheint wieder einer derselben auf der Bildfläche. Dieser aber nähert sich ganz vorsichtig, wie eine Katze schleichend, bis er plötzlich mit mächtigem Satze auf den Esel springt. Auch ihn ereilt die todtbringende Kugel, doch ist gleichzeitig auch des muthigen Esels letzte Stunde herangenaht, denn er ist im Kampfe mit dem Gegner zusammengestürzt. Einen vierten Löwen schoß Graf Coudenhove dann noch bei völliger Finsterniß. Derselbe zog angeschossen davon und erst nach langer Suche am anderen Morgen, wobei der Löwe immer vor dem Jäger flüchtete, erhielt er den Fangschuß. Vier Löwenfelle in einer Nacht erbeutet, können wohl wenige Sterbliche als Zimmerschmuck aufweisen.

Türkische Censur.

Im „Nineteenth Century Magazin" gibt Mr. H. Anthony Salmone einen amüsanten Bericht über die türkische Presse. „Sie ist ein bloßer Name ohne Substanz" und dafür sorgt der türkische Censor, im Vergleich zu dem sein russischer Kollege noch „liberal" genannt werden muß. Hier einige Beispiele, die Mr. Salmone gibt. Er schlägt ein Blatt auf und liest: „Signor Crispi scheint in dem—Parlament—erreicht zu haben mit seiner Rede über—Sizilien und die—Bedingungen im Allgemeinen. Angesichts dessen, daß die—äußerste Linke—in Sizilien—proklamirte, war es höchst wünschenswerth — und eine ausdrückliche Erklärung—."—Ein Herr stirbt; er heißt zufällig Fr. Sultan; der Korrekturbogen kommt zurück mit dem beim Namen ausgestrichenen „n"; es gibt ja nur einen Sultan!—Eine Notiz in einer arabischen Zeitung berichtete, Adeline Patti verdiene mit ihrem Singen jährlich einige tausend Pfund. Flugs streicht sie der Blaustift: „Solche Neuigkeiten möchten den Seelen der tugendhaften und getreuen weiblichen Unterthanen der schönsten Perle des Jahrhunderts Harm zufügen." Die Perle ist natürlich der Sultan.—Wenn von ihm die Rede ist, muß der Redakteur seine ganze Phantasie aufbieten, um ehrfurchtsvolle Bezeichnungen aufzutreiben. Ein leichtsinniger Kunde hatte einst von der „Perle" kurzweg als „Seiner kaiserlichen Majestät, dem Fürsten der Gläubigen und dem Schatten Allahs auf Erden" gesprochen. Er wurde flugs zum Censor zitirt und erhielt einen scharfen Verweis. Mr. Salmone zitirt folgendes Beispiel des „orthodoxen" Stiles, das er auf's Geradewohl einer türkischen Zeitung entnahm: „Heute feiern wir den 13. Jahrestag unseres Blattes, wir feiern ihn unter der Herrschaft der schönsten Perle des Zeitalters und des verehrten Mittelpunktes des Universums, an dessen Portal die Kameele der Gerechtigkeit und Gnade stehen und an dem die Augen der Könige und Völker des Westens hängen; die Herrscher dort sehen in ihm ein Beispiel politischer Kraft und die Völker ein Vorbild der Gnade und Güte; es ist unser Herr und Meister, der Sultan der zwei Küsten und der große König der zwei Meere, die Krone aller Zeiten und der Stolz aller Länder, der größte aller Kalifen; der Schatten Gottes auf Erden, der Nachfolger des Apostels des Herrn, der siegreiche Eroberer Sultan Abdul Hamid Khan." So ging's noch einige Zeilen weiter. Streng verboten ist, das Wort „Majestät" irgend einem anderen Herrscher beizulegen, und als vor einiger Zeit ein Blatt eine Lebensbeschreibung der englischen Königin gab und sie dabei „Königin von Großbritannien und Irland und Kaiserin von Indien" nannte, wurde das „Kaiserin von Indien" flugs gestrichen, „weil die Regierung des ‚Schattens Gottes auf Erden' keinem Blatte gestatten könne, von einem christlichen Weib als der ‚Kaiserin' über ein Land, in dem viele Millionen Muhammedaner leben, zu sprechen!"

Einfluß der Ehe auf die Lebensdauer

Der Statistiker Bertillon hat den Einfluß der Ehe auf die Langlebigkeit eingehenden Studien unterzogen und seine Resultate sind für die Ehestandskandidaten sehr ermuthigend. Diese Studien beziehen sich auf Frankreich, Holland und Belgien, passen sich aber gewiß auch Deutschland und Oesterreich-Ungarn an. Bertillon sagt uns, daß vom 25. bis 30. Jahre die verheiratheten Männer im Verhältniß von 6 per Mille sterben, die unverheiratheten von 10 per Mille und die Wittwer von 22 per Mille. Vom 30. bis zum 55. Lebensjahre beläuft sich die Sterblichkeit dieser Klassen auf 7, beziehungsweise 11 und 19 per Mille. In den höheren Lebensaltern zeigt sich die gleiche Differenz zu Gunsten der Ehemänner gegenüber den Junggesellen. Es ist auf den ersten Blick seltsam und doch verständlich, daß Wittwer dem Sterben mehr ausgesetzt sind, als Männer desselben Alters, die nie verheirathet waren. Die einzige Ausnahme in der niedrigen Sterblichkeitsziffer der Ehemänner tritt in dem Falle ein, wo die Betreffenden in sehr jugendlichem Alter heirathen. Es mag für so jugendliche Ehe-Aspiranten ganz nützlich sein, zu erfahren, daß verheirathete Männer, besser gesagt Jünglinge, im Alter von 18 bis 20 Jahren im gleichen Verhältnisse sterben, wie Männer im Alter von 65 bis 70 Jahren! Für die Langlebigkeit der Frauen erweist die Ehe sich nicht so günstig, wie für die Männer. Die Entwickelung macht sich unter dem 25. Jahre nicht geltend, sondern tritt erst von da an deutlich zu Tage. Unverheirathete Frauen im Alter von 30 bis 35 Jahren sterben 11 per Mille, verheirathete desselben Alters 9 per Mille. Unter 25 Jahren ist die Zahl der Sterbefälle bei den Ehefrauen höher, als bei den ledigen. Nach dem 40. Jahre ist die Langlebigkeit bei den verheiratheten Frauen eine viel größere, als bei ledigen gleichalterigen. Wittwen von mittlerem Alter leben nicht so lange wie Ehefrauen oder Unverheirathete des gleichen Alters. Ein Mann, der im 25. Lebensjahre heirathet, hat eine Durchschnittserwartung von weiteren 40 Lebensjahren, aber der unverheirathete Mann desselben Alters verringert die weitere Dauer seines Lebens um 5 Jahre, wenn er ledig bleibt.

Ueber die Persönlichkeit des neuen Zaren, Nikolaus des Zweiten, schreibt ein Wiener Blatt: Am 6. November 1890 hielt der damals 22jährige Zarewitsch, zur Rechten unseres Kaisers sitzend, seinen Einzug in die Hauptstadt Oesterreichs. Der Eindruck, den man von ihm empfing, war ein sympathischer. Das freundlich lächelnde, mit einem dünnen Schnurrbärtchen geschmückte Antlitz erinnerte mehr an die Züge seiner Mutter, nichts war in der heiteren Physiognomie von dem strengen Ernst seines Vaters zu erblicken. Die in die elegante Uniform unserer Fünfer-Ulanen gekleidete Gestalt des Zarewitsch fiel durch ihre Schmächtigkeit auf und erschien fast klein neben den Hünengestalten seiner Begleiter, der Fürsten Variatynsky und Obolensky. In letzterer Zeit, wo Nikolaus so ziemlich gegen seinen Willen gezwungen war, mehr in den Vordergrund und intimeren Kontakt mit Land und Leuten zu treten, soll er mehr an Sicherheit des Auftretens gewonnen haben. Seine schlanke Gestalt ist etwas voller geworden, das freundliche Gesicht hat durch leichte Bräunung die kränkliche Blässe verloren, die graublauen Augen blicken kühner, vertrauensvoller in die Welt hinein. Ein ziemlich dichter, hellbrauner, fast in's Blonde schillernder, am Kinn zugespitzter Bart umrahmt das Oval seines Gesichtes. Von der Schläfe zieht sich gegen den Hals zu eine scharfe rothe Linie, die Narbe jenes japanschen Säbelhiebes. Ein wenig scharf hervortretende Backenknochen und eine ziemlich kurze, leicht abgestumpfte Nase verleihen seiner Physiognomie einen entschieden russischen Typus. Der jetzige Zar besitzt höchstens die Mittelgröße und nimmt sich in der Umgebung der in Stahl und Silber schimmernden Kürassiere der Chevaliergarde fast klein aus. Die Zaren sind eben im Laufe des 19. Jahrhunderts von Geschlecht zu Geschlecht körperlich kleiner geworden und die Bauern sagen von dem jetzigen Zaren: „Sein Gesicht ist das eines Mannes, seine Gestalt die eines Knaben." Der neue Zar hegt eine große Vorliebe für die Civiltracht, die er, wo es nur angeht, gern gegen die schimmernde Uniform vertauscht.

Neugriechisch hat mehr Aehnlichkeit mit dem Altgriechischen, als irgend eine andere moderne Sprache mit ihrer Vorgängerin.

Das Wachsthum der Pflanzen ohne Sonnenlicht. Merkwürdige Veränderungen zeigen die Pflanzen, wenn man sie eine Zeit lang im Finstern wachsen läßt; am auffallendsten sind sie, wenn man Pflanzensamen im Dunkeln zum Keimen bringt. Die Wurzeln werden normal; sie sind ja daran gewöhnt, in tiefster Finsterniß zu arbeiten. Die Blätter dagegen verhalten sich verschieden; bei Bohnen und Erbsen, wie überhaupt bei den meisten Pflanzen entwickeln sie sich nur kümmerlich, die bandförmigen Blätter dagegen von Hyazinthen, Gräsern und ihren Verwandten werden im Finstern meist länger und schmäler. Immer bleiben die Blätter aber bleichgelb und zart. Auch dem Gaumen munden sie besser, wie Salat und Spargel beweisen, die ungenießbar werden, sobald sie der Sonne ausgesetzt waren. Nur die Keimlinge der Nadelhölzer ergrünen auch im Finstern, wie einst Göthe in Rom entdeckte, als er Pinienkörner zum Keimen ansetzte.

J. C. WOEMPENER,
Händler in
Reinen Arzneien, Oelen, Farben u. s. w.
139 südl. 10. Straße, Lincoln, Neb.

1,000de leiden an den . . .
Nieren
eine Folge der Lebensweise in diesem Lande.
. . . Tausende wurden geheilt durch das alt bekannte Heilmittel . .
Forni's
Alpenkräuter-Blutbeleber
Seit 100 Jahren im Gebrauch. — Zu haben bei Lokal-Agenten.
Für Agenturen wende man sich an . . . .
DR. PETER FAHRNEY, + CHICAGO, ILL.

Berühmtes Lagerbier!
La Crosse John Gund, Wisconsin
Das Gebräu der John Gund'schen Brauerei von La Crosse, Wisc., erfreut sich in den Nordstaaten, besonders Minnesota und Wisconsin, einer außerordentlichen Beliebtheit, da dieses Bier nur aus Hopfen und Gerste der vorzüglichsten Qualität bereitet wird. Bestellungen für Stadt und Umgegend nimmt entgegen
OSCAR BEUCK,
General-Agent, 211 nördl. 9. Str., zwischen P und O.

MEINZER & SWEARINGEN,
(Red Front Furniture Store)
Händler in
Möbeln und Hausutensilien
1325 O Str.
Stühle in reichster Auswahl, Diners, Schaukelstühle und gepolsterte Stühle, Cobblers Seat, Teppiche und Draperien zu mäßigen Preisen.
1325 O Strasse.

B. G. Dawes, Präsident. W. R. Dawes, Secretär
Lincoln Kohlen Co.,
Engros- und Detail-Händler in . . . . . Kohlen, Holz, Holzkohlen.
Anthracite, Canon City, Rock Springs, Peacock, Hurricane, Mendota, Colorado,
1045 O Str.
Telephon 440. Kohlenlager: 6 & M.
LINCOLN, NEB.
Bei dieser Firma sind folgende Deutschen angestellt:
J. Ingermann, J. C. Kear,
Fred. Moorweier, John Mohr.

Viele Leute eilen, sobald sie bemerken, daß ihre Sehkraft nachgelassen hat, zu irgend einem Brillenhändler, versuchen mehrere Brillen und kaufen eine solche in der Erwartung, daß sie das Augenlicht wieder fördern werde. Das Publikum, welches so handelt, bedenkt nicht, daß es das Auge dadurch dauernd schädigen kann. Andere wieder ziehen unerfahrene Optiker zu Rathe und verlieren auf diese Weise Zeit, während sie von einem erfahrenen Optiker in derselben Zeit mit passenden Gläsern das Auge wieder vollständig herstellen könnten. Wir sind bereit ihre Augen zu untersuchen und zwar ohne hierfür Gebühren zu beanspruchen und Ihnen frank und frei erklären, ob ihre Augen durch geeignete Brillen wieder in Stand gesetzt werden können.
J. B. Trickey & Co.,
1035 O Strasse.
WHOLESALE & RETAIL JEWELERS & OPTICIANS.

Baker's Kleider-Laden
1039 O STRASSE.
Anzüge für Männer, Knaben und Kinder
werden zu niedrigeren Preisen verkauft, als in irgend einem anderen Geschäfte der Stadt. Wir besitzen das größte Lager in Garderobeartikeln für Arbeiter
Für die nächsten 30 Tage Alles zum Kostenpreis.